Stadt-
theater
Stettin
1934/35

Js 57

652195

SPIELZEIT
1934/35

STADTTHEATER STETTIN

THEATER IM SCHLOSSHOF

HEFT
1

Książnica Pomorska
0 000031 681087

Jo 57

~~112248~~

BIBLIOTEKA MIE

B5805

~~151~~

Aus der Stadtbücherei Stettin

BIBLIOTEKA POMORSKA w Szczecinie

Pr II 08850

16753

Akc. i. Nr 1 / 2016

45,-

STADTTHEATER STETTIN
1. HEFT 21. AUGUST 1934

UNTER FREIEM HIMMEL

Im „Theater im Schloßhof“ ist den Bewohnern unserer Stadt und der Spielgemeinschaft des Stadttheaters eine Spielstätte geschenkt, die einen Glücksfall von ganz besonderer Art darstellt. Das neu erbaute Holzpodium, das die vier alten, gewaltigen Linden um das Denkmal des Großen Kurfürsten ohne Zwang und wie mit selbstverständlicher Lässigkeit umschließt, ordnet sich mit wohl organisch zu nennendem Fluß ein in das wunderbar geräumige Viereck des Hofplatzes, den die grauen Innenwände des Schlosses beinahe liebend einhegen. Über ihre preußisch-einfachen Linien läßt die Patina des Historisch-Gewordenen im Verein mit dem lebenden Zauber der rauschenden Bäume einen stillen Schimmer ewiger und echter Romantik hinströmen. Welch wunderbare Stimmungsvoraussetzung für das beseligende Aufblühen eines dramatischen Kunstwerkes, das in sich diesem besonderen Rahmen verwandt ist; für das Zelebrieren der klingenden Werke unserer musikalischen Heroen; welche besonderen und erstaunlichen Möglichkeiten seelischen Einklangs zwischen den hingegeben Spielenden und hingegeben Hörenden; welch selbstverständliches Finden zu einer schönen künstlerischen und künstlerisch-schönen Gemeinsamkeit, über der weit und doch einhüllend der nächtliche Sternenhimmel sich wölbt. Mensch, Natur und Kunst in weit ausschwingendem, reinem Dreiklang, in unmittelbarer Verbundenheit. Die Möglichkeit solcher Unmittelbarkeit, die Möglichkeit des Verzichtes auf die Errungenschaften zivilisatorischer Technik — die überall ihr Heimatsrecht und ihren Sinn haben mögen, im Reiche echter Kunst aber ewig Fremdlinge und Aushelfer bleiben werden — die Möglichkeit einer unverfälschten Übermittlung von Klang und Geste, die Direktheit des Weges vom Formenden zum Nehmenden, vom Sprechenden zum Hörenden, vom Handelnden zum Schauenden, kurz, eine seltsame Harmonie gleichsam zwischen Begrenzung und Unendlichkeit: das wird auf einmalige Weise beglückende Tatsache, für die wir, die Formenden, uns dankbar erweisen wollen durch Dienst am Werk, durch die Erfüllung des Sinnes und Zieles unserer Kunst: Menschendarstellung; für die aber alle anderen sich dankbar erweisen mögen durch anhaltende innere und — äußere Anteilnahme.

Friedrich Siems.

stellt die Bedingungen auf, unter denen das Kunstwerk unter freiem Himmel steht. Wir lernen zu verzichten auf die prunkvollen Bühnenpaläste der Großstadt, auf die Maschinerie des künstlichen Lichtes, den Verwandlungszauber der Guckkastenbühne, die Kulissen und auf allen Glanz der Technik, die sich dem Kunstwerk aufgedrängt haben. Wer diese Technik der geschlossenen Bühne auf das Freilichtspiel überträgt, wie es in völliger Unkenntnis seiner wahren Aufgabe hier und da geschieht, versündigt sich am Geist der Kunst. Dieses Spiel hat seine eigenen Gesetze. Und aus diesen Gesetzen wird die neue Form des Schauspiels geschaffen. Aus ihnen kommt der neue Impuls, der auch das Gesicht des neuen Festspielhauses mit geschlossener Bühne prägt, das der Pflege des festlichen Volksschauspiels dient. Wesentlichstes Merkmal des Vorgangs, den wir hier erleben, ist die Wiedereinsetzung des Dichterwortes zu beherrschender Geltung. Alle Mittel raffiniertester Regiekunst haben dem durch echte Künstlerschaft geadelten Wort zu weichen. Das bedeutet vornehmlich die Wiedererweckung des uralten chorischen Spiels.

Wohlverstanden, es handelt sich nicht darum, Vorhandenes zu zerschlagen oder herabzusetzen, um ein Neues hinzustellen. Nein, es wird so sein, daß sich neben dem bürgerlichen Theater, wie es uns überliefert wurde, zunächst vielleicht kaum bemerkt, die neue Form entwickelt. Wir stehen vor neuen Perspektiven. Bühne und Dichtung erhalten eine neue Lebensmöglichkeit. Ob und in welchem Maße daraus die neue Wirklichkeit erwächst, hängt allein von der Frage ab: wird der Dichter die Aufgabe erkennen und lösen? Wir haben den festen Glauben, daß es geschieht! Ja, wir glauben, daß sich hier die Geburt des neuen Theaters vollzieht.

Wenn nun jetzt in allen deutschen Gauen Thingplätze errichtet und die vorhandenen, hier und da verstreuten Freilichtbühnen in eine planvolle Aufbauarbeit einbezogen werden, so entstehen damit die Voraussetzungen für diese Entwicklung. Dem Dichter erschließt sich unermeßlich reiches Neuland. An Stoffen zu dramatischer Gestaltung fehlt es nicht. Geschichte und Sagenwelt, Heimat und Volkstum, Vergangenheit und Gegenwart, ja, vor allem die Zeit unerhörten Geschehens, in der wir leben, stellen Aufgaben über Aufgaben. Und das ist sicher: der echte Dichter findet eine große Gemeinde!

Karl August Walther.

KLEIST

Er war ein Dichter und ein Mann, wie Einer,
Er brauchte selbst dem Höchsten nicht zu weichen,
An Kraft sind Wenige ihm zu vergleichen,
An unerhörtem Unglück, glaub ich, Keiner.

Er stieg empor, die Welt ward klein und kleiner,
Und auf der Höhe, die wir nicht durch Schleichen,
Die wir nur fliegend oder nie erreichen,
Ward über ihm der Äther immer reiner.

Doch, als er nun die Welt nicht mehr erblickte,
Da hatte sie ihn längst nicht mehr gesehen
Und frech ihm selbst das Dasein abgesprochen.

Nun mußt' er darben, wie er einst erstickte.
Ihm blieb nichts übrig, als zurückzugehen,
Doch lieber hat er seine Form zerbrochen.

Friedrich Hebbel.

HEINRICH VON KLEIST

Als Heinrich von Kleist am 21. November 1811 seinem Leben ein Ende machte, da ahnten in Deutschland nur sehr wenige, da ahnte vielleicht niemand, daß an diesem Tage einer der größten deutschen Dichter dahingegangen war. Für uns heute ist Kleist der unsterbliche Dichter des „Michael Kohlhaas" und des „Prinzen von Homburg"; für seine Zeitgenossen war er weiter nichts als eine gescheiterte Existenz.

Man mache es sich einmal klar, wie Kleist am Ende seines Lebens dastand: allein, „von Gott und der Welt verlassen", ein Mensch ohne Amt und Brot, ein ausgepfiffener Dramatiker, ein verkrachter Herausgeber von Zeitschriften, ein unbequemer Bittsteller in den Vorzimmern der Regierung, beim König in Ungnade gefallen, vom Olympier Goethe abgelehnt, von seiner Familie aufgegeben, ohne Mittel eine auch nur kärgliche Existenz zu fristen, nachdem er sein eigenes kleines Vermögen verbraucht hatte und das seiner Schwester dazu: so bot der Mensch Kleist sich den Augen seiner Zeitgenossen dar.

Ob ihm, wie er selber glaubte, ob ihm wirklich „auf Erden nicht zu helfen war", darauf wird sich wohl nie eine Antwort finden; sicher ist nur eins: daß ihm nicht geholfen wurde.

Auch was immer als Trost des verkannten Genies genannt wird, auch der Nachruhm erschloß sich ihm nur schwer. Noch lange blieb Kleist ein Fremdling in seinem Volke, noch lange lag sein Werk unverstanden in der Zeit wie ein ungeheurer Findlingsblock, dessen Ausmaß man wohl achtungsvoll abschätzt, um den man aber lieber herumgeht. Kleist paßte nicht in seine Zeit, und das hatte seine guten Gründe.

Nur eine Zeit, die im Unsicheren und Gefährlichen zu leben weiß, wird sich in Kleist wiederfinden. Kleist gegenüber zu fragen, ob es vernünftig oder unvernünftig war, so zu leben, wie er lebte, ist sinnlos; entscheidend ist allein, daß es notwendig war. Kleist ging seinen Weg, ohne zu fragen, wie er gepflastert wäre und zu welchem Ende er führe; er wußte nur, es war der seine. Auf diesem seinem Wege ging Kleist durch alle Höllen der Einsamkeit und der Verzweiflung. Aber was andere lähmte, das Unglück, trieb ihn weiter: es war für ihn gleich dem Sturm, der „kleine Flammen auslöscht, große aber noch größer macht". Und so ging in Erfüllung, was er am Anfang seiner Laufbahn dunkel geahnt hatte: „daß er auf dieser Erde nirgends einen Platz finden würde, auf einem andern Stern aber einen um so besseren."

Zeit seines Lebens steht Kleist dem Tode Auge in Auge gegenüber, nicht weil er eine schwache Natur gewesen wäre, die fürchten mußte, ihm jeden Augenblick zu erliegen, sondern weil er ihn durch seine rücksichtslose, unbedingte Art zu leben, immer von neuem herausforderte. Daß Kleist zugrunde geht, das ist ja nicht die Folge irgend eines Versagens, eines Nicht-Könnens im gewöhnlichen Sinne, sondern die Folge gerade seiner Größe, die vor dem Drohenden nicht ausweicht, sondern ihm entgegengeht. Und immer wird derjenige uns größer scheinen, der über alle Zweckmäßigkeit sein Leben groß hinopfert als der, der es klein bewahrt.

Seit Trojas Fall, seit der Nibelungen Not, seit der Goten unglückseligem Ende, oder welches Beispiel man immer nennen will, seit jeher sind die Untergehenden für uns von einer seltsamen Glorie verklärt. Den Siegenden gehört unsere Bewunderung, den Untergehenden unser Herz. Kleists Werk war eine Tragödie, und Kleists Leben war eine Tragödie, und so ist sein Ende von der Untergangsmusik des tragischen Helden umrauscht.

Alles oder Nichts! lautete der Wahlspruch Kleists, und das ist ein gefährlicher Wahlspruch, und denen, die ihm folgen, geht es selten gut. Denn immer gerät, wer eine so unerbittliche und gefährliche Forderung erhebt, ob er nun Kleist heißt oder Hölderlin oder Nietzsche: immer gerät ein solcher Mensch mit der Welt in einen unausbleiblichen Konflikt.

Das meint Goethe, und es scheint im Hinblick auf Kleist gesagt zu sein, wenn er ausspricht: „Es ist nichts trauriger anzusehen als das unvermittelte Streben ins Unbedingte in dieser durchaus bedingten Welt."

Und Nietzsche hat dem hinzugefügt, daß, wer so handeln wolle, entweder „den Lauf der Welt nicht kenne oder zum Orden der heiligen Tollkühnheit gehöre". Nun, Nietzsche hat so gehandelt, er hat zum Orden der heiligen Tollkühnheit gehört, und Kleist auch.

Warnend und fürchterlich verlockend steht Kleists riesige Gestalt vor dem Eingang zu jenem Reich, wo um Unsterblichkeit gerungen wird. Berufenen und Unberufenen gleich gefährlich, hat er, so

sagt man, keinen Nachfolger gefunden, und hat vielleicht doch alle die als Nachfolger gefunden, die bereit sind, alles zu wagen und nichts zu hoffen. Und so scheint es, daß Menschen wie Kleist von Zeit zu Zeit in die Welt gesandt werden, um ein Bild vor uns aufzurichten, das wir fürchten und das wir ersehnen: das Bild des tragischen und heroischen Menschen.

Bernhard Blume.

KLEISTS „KÄTHCHEN VON HEILBRONN“

Endlich einmal schien das Geschick dem Unglücklichen freundlich zu werden; er gründete in Dresden eine literarische Zeitschrift, den Phoebus, hoffte zuversichtlich, sich jetzt einen ehrenvollen Platz in der Künstlerwelt zu erobern, trat den geselligen Freuden wieder näher. Schon mehrmals früherhin hatte der „arme Brandenburger“ seinen Wanderstab ruhen lassen auf diesem lieblichen Winkel deutscher Erde und stundenlang die Madonnenbilder der Galerie betrachtet und die dunkeln Waldgründe durchstreift, die in das lachende Elbtal münden, und droben von der Brühlschen Terrasse träumend hinabgeschaut auf die sanften Windungen des Flusses und das alles in entzückten Briefen der Schwester geschildert. Es war noch das alte Dresden, die prächtige und doch stille Stadt, die Canaletto gemalt hat, so recht ein Platz zum Träumen und zum Dichten, noch nicht der abgetretene Spaziergang blasierter Touristen. Und — so seltsam spielt der Reiz des Kontrastes in dem Künstlergemüte — gerade hier in dem Schmuckkästlein des Rokokostils erwachte dem Dichter der Sinn für die heimische Vorzeit; sein Geist, der so lange in die Ferne geschweift, kehrte ein in die Fülle des deutschen Lebens, um seine schönsten und reifsten Werke aus dieser reinen Quelle zu befruchten. Er fühlte sich jetzt Mannes genug, einen neuen Herzenskummer, der ihn traf, sofort als Künstler zu überwinden. All die Träume von Liebesglück, die ihm so schmerzlich zerronnen waren, rief er wach, um im Gedichte ein Weib zu schaffen, wie er es ersehnte und nie finden sollte, und alle sanften, glücklichen Erinnerungen seines Lebens versammelte er um sich, um dem geliebten Bilde eine freundliche Umgebung zu bieten. Die alte gotische Kirche stieg wieder vor ihm auf, die seinem Vaterhause gegenüber stand, die der Knabe so oft ahnungsvollen Blicks betrachtet; er sah die finsteren Tore und die steilen Giebelhäuser in der alten Oderstadt; jene zarten Bilder von dem „Cherub mit gespreizter Schwinge“, von dem „süß duftenden Hollunder“, die in seinen älteren Gedichten flüchtig wie ein Sonnenblick aus dichtem Gewölk erschienen, erwachten wieder und mahnten ihn, sie reich und fertig zu gestalten. Also schuf der seltsame Mann, der in allem von der Regel abweicht, in seinem zweiunddreißigsten Jahre das jugendlichste seiner Werke: das Käthchen von Heilbronn.

Wir fühlen ihm nach, wie er mit der naiven Freude des Entdeckers vor den wundersamen Gestalten steht, die er in der Vorzeit

seines Volkes aufgefunden; ein frischer Duft weht uns an wie der Erdgeruch aus dem umgebrochenen Acker. Seine Heldin nennt er selbst „die Kehrseite der Penthesilea, ihren anderen Pol, ein Wesen, das ebenso groß ist durch Hingebung wie jene durch Handeln.“ Noch nicht sechzig Jahre sind verflossen, seit dies Werk zuerst an der Wien vor die Lampen trat; und schon mutet es uns an wie eine Sage uralter Vorzeit, kaum mehr verstanden von der hellen, strengen Gegenwart. In jedem Volke begegnen uns einzelne Dichtungen, welche, ohne den Stempel klassischer Vollendung zu tragen, doch unantastbar dastehen, weil sie geweiht sind durch die Liebe eines vergangenen Geschlechts; sie fordern, daß der Nachlebende sie dankbar hinnehme wie ein Gebilde der Natur. So dies Gedicht; aus ihm reden alle jene holden traulichen Träume, die unseren Müttern die Jugend beseligten, die Herzenssehnsucht einer Zeit, die unser kälterer Verstand zugleich übersieht und um die Innigkeit ihres Gefühls beneidet. Ich kann nicht ohne Rührung der Stunden denken, da mir meine Mutter von ihren ersten Gängen zum Theater erzählte: wie glückselig hat dies unschuldige Mädchengeschlecht dem Käthchen gelauscht, wenn sie unter dem Fliederbusch ihre keusche Liebe träumt! Der Dichter aber, der so glücklich einen Schatz aus dem Gemüte seiner Zeit zu Tage gefördert, er war längst nicht mehr, als das Käthchen endlich auf allen Bühnen sich einbürgerte; wir meinen oft seinen Schatten zu sehen, wie er niederschaut auf diese verspäteten Erfolge und bitter lachend wie sein Prinz von Homburg die Achseln zuckt:

nur schade, daß das Auge modert,
das diese Herrlichkeit erblicken soll!

Selbst heute noch können wir die Kraft des einfachen Märchens erproben: in unseren Vorstadttheatern weilt ein Publikum, zu arm an Bildung und zu schwer bedrückt von den Sorgen des einzigen Lebens, um die Gewalt des tragischen Schmerzes zu ertragen, doch nach deutscher Art zu gesetzt, um allein dem Lustspiele zu huldigen. Hier ist der rechte Tummelplatz für das ernste Drama mit glücklichem Ausgange; hier hat das Vehmgericht noch seine Schrecken, hier findet der erbärmliche Darsteller des wackeren Gottschalk noch seine Bewunderung, die Kunigunde ihre leidenschaftlichen Feinde. Wir müßten sehr niedrig denken von dem sittlichen Berufe der Kunst, wollten wir solche Erscheinungen über die Achsel ansehen; danken wir Gott, daß das Pariser Hetärendrama noch nicht überall sein Szepter schwingt. Es ist nicht bloß der ritterliche Lärm und Pomp, was diese braven Leute so tief ergreift; noch mächtiger wirkt die Kraft der volkstümlichen Sprache, die Innigkeit des Gemüts, die aus jeder Zeile redet, die Anschaulichkeit der einfach verständlichen Motive. Selbst der Haß, sonst der deutschen Gutmütigkeit so schwer faßlich, erklärt sich hier von selbst. „Der Mensch wirft alles, was er sein nennt, in eine Pfütze, nur kein Gefühl“ — das versteht auch der gemeine Mann, nicht die Worte, doch den Sinn.

Heinrich v. Treitschke.

BRIEFE UND DOKUMENTE ZUM „KÄTHCHEN VON HEILBRONN“

Kleist an Heinrich Joseph von Collin.

Teuerster Herr von Collin.

Das Käthchen von Heilbronn, das, wie ich selbst einsehe, notwendig verkürzt werden muß, konnte unter keine Hände fallen, denen ich dies Geschäft lieber anvertraute, als den Ihrigen. Verfahren Sie ganz damit, wie es der Zweck Ihrer Bühne erheischt. Auch die Berliner Bühne, die es aufführt, verkürzt es; und ich selbst werde vielleicht noch, für andere Bühnen, ein Gleiches damit vornehmen.

Ihr ergebenster

Dresden, den 8. Dezember 1808. Heinrich von Kleist.
Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse 123.

Kleist an Johann Friedrich Cotta.

Ew. Wohlgeboren habe ich die Ehre, Ihrem Brief vom 1. Juli 8 gemäß das Käthchen von Heilbronn zu überschicken. Mehrere Reisen, die ich gemacht, sind schuld, daß ich das Versprechen, es zum Druck zu liefern, erst in diesem Jahre nachkomme. Ich erhielt einen Brief von H. v. Collin, kurz vor dem Ausbruch des Kriegs, worin er mir schreibt: die Rollen wären ausgeteilt, und es sollte unmittelbar, auf dem Theater zu Wien, gegeben werden. Weiter weiß ich von seinem Schicksal nichts. Es steht nun in Ew. Wohlg. Willen, ob es in Taschenformat, oder auf andere Weise erscheinen soll: obschon mir ersteres, wie die Verabredung war, lieber wäre. Ich würde, wenn es Glück macht, jährlich eins von der romantischen Gattung liefern können. Ew. Wohlgeb. Brief, den ich bei der Hand habe, enthält, daß dieselben sich erst nach Verlauf eines Jahres über das Honorar zu entscheiden wünschen. Die Reise, die ich gemacht habe, setzt mich gleichwohl in einige Verlegenheit, und ich stelle es Ihrer Güte anheim, ob Sie der Bitte, mir, irgend was es auch sei, gleich zu überschicken, gefälligst willfahren wollen. Es wäre nicht das erstemal, daß Sie sich meine Dankbarkeit lebhaft verpflichtet hätten. In diesem Falle bitte ich, es nach Berlin, poste restante, zu senden, wohin ich in einigen Tagen abgehen werde. Ich habe die Ehre, mit der vorzüglichsten Hochachtung zu sein Ew. Wohlgeb.

Ihr ergebenster

Heinrich v. Kleist.

Frankfurt am Main, den 12. Januar 1810.

Kleist an? (Berlin, August 1811.)

Sobald ich mit dieser Angelegenheit fertig bin, will ich einmal wieder etwas recht Phantastisches vornehmen. Es weht mich zuweilen bei einer Lektüre oder im Theater wie ein Luftzug aus

meiner allerfrühesten Jugend an. Das Leben, das vor mir ganz öde liegt, gewinnt mit einem Male eine wunderbare herrliche Aussicht, und es regen sich Kräfte in mir, die ich ganz erstorben glaubte. Alsdann will ich meinem Herzen ganz und gar, wo es mich hinführt, folgen, und schlechterdings auf nichts Rücksicht nehmen, als auf meine eigene innerliche Befriedigung. Das Urteil der Menschen hat mich bisher viel zu sehr beherrscht; besonders das Käthchen von Heilbronn ist voll Spuren davon. Es war von Anfang herein eine ganz treffliche Erfindung, und nur die Absicht, es für die Bühne passend zu machen, hat mich zu Mißgriffen verführt, die ich jetzt beweinen möchte. Kurz, ich will mich von dem Gedanken ganz durchdringen, daß, wenn ein Werk nur recht frei aus dem Schoß des menschlichen Gemüts hervorgeht, dasselbe auch notwendig darum der ganzen Menschheit angehören müsse.

K. A. Böttiger: Bericht über die Aufführung des „Käthchen von Heilbronn". (1807.)

Wir können in Dresden sagen: Hier bei uns ist der Geburtsort des bei allen seinen Verirrungen und Unfügsamkeiten doch wahrhaftig genialen dramatischen Gedichts, welches zuerst im März 1810 am Theater an der Wien in der Kaiserstadt in seiner ursprünglichen wilden Regellosigkeit aufgeführt wurde, — Heinrich von Kleist, durch seine Schicksale und seinen gewaltsamen Tod in sich selbst eine Tragödie darstellend, vollendete das Käthchen von Heilbronn während seines Aufenthaltes in Dresden im Jahre 1808 und las hier seine Dichtung im vertrauten Kreise mehrmals vor. Seine vertrauten Freunde sprachen fast alle dem regellosen, nach Goethes Götz gebildeten Erzeugnis die Bühnenfähigkeit ab.
Bei seinen militärischen Streifzügen durch Schwaben fand Kleist die ganze Legende von Käthchen als eine Volkssage. Er bewahrte selbst das gedruckte Flugblatt noch auf, das er auf einem Jahrmarkt gekauft hatte. In der Befangenheit und im frommen Wunderglauben des dreizehnten Jahrhunderts wurzelt dieses echt romantische Blümchen Wunderhold. Käthchen, recht aufgefaßt und gespielt, mußte durchweg in ihrer Einfalt und Demut einer Figur von Albrecht Dürers Frauenbildern gleichen.

Zu unseren Beiträgen.

Die Betrachtung von Karl August Walther über Freilichttheater entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung der Schriftleitung einem im Theatertageblatt, Berlin, erschienenen Aufsatz. Der schöne Essay über Heinrich Kleist, dem der Abschnitt über das „Käthchen von Heilbronn" entnommen ist, steht in Treitschkes „Historischen und politischen Aufsätzen", der Bericht über die Dresdener Aufführung des „Käthchen" in der von Flodoard Freiherrn von Biedermann herausgegebenen aufschlußreichen Nachrichtensammlung „Heinrich von Kleists Gespräche".

Die Theaterzeitschrift erscheint halbmonatlich. Herausgeber: Friedrich Siems. Verantwortlich für die Schriftleitung: Joachim Klaiber Verantwortlich für den Anzeigenteil: Wilhelm Rode, Stettin. Jahresmindestauflage 1934/35 40000. Verlag: Pommerscher Zeitungsverlag GmbH., Stettin. Druck: F. Hessenland GmbH., Stettin.] ¡Nachdruck der Originalbeiträge nur mit Quellenangabe und nach vorheriger Anfrage gestattet.

F. HESSENLAND G. M. B. H., STETTIN.